„Prosit Neujahr!"

Silvester in der Küche.

Humoreske von Anna Theiss.

In der ersten Etage des an der Promenade gelegenen Herrschaftshauses erstrahlt heller Lichterglanz und auch im Souterrain, wo sich die große Küche mit ihren Nebenräumen befindet, herrscht festliche Helle und rührige Tätigkeit.

Nur noch eine knappe halbe Stunde trennt das alte Jahr von dem neuen, und der durch seine Leistungen rühmlichst bekannte Küchenchef, Meister Paolo genannt, ein geborener Italiener, aber akklimatisierter Deutscher, ist gerade damit beschäftigt, die zweite Auflage des vortrefflichen Punsches zu brauen, der oben an der Tafel das Entzücken und die heiterste Lebensgeister der Geladenen wachgerufen.

Jetzt erscheint die Zofe an der Küchentür und bringt auf einem Tablett die geleerte Bowle zum Füllen.

„Sind Sie fertig, Paolo? Ach, bitte, machen Sie rasch! Oben gießen sie eben Blei, und die wunderbarsten Dinge kommen zum Vorschein; ach, ich möchte gar zu gern einmal Blei gießen und sehen, was für einen Mann ich bekomme!"

„Na, na — nur gemach, Jungfer Suschen, wissen Sie denn, ob Sie überhaupt einen Mann bekommen?"

Das geputzte Persönchen mit dem hochfrisierten, rötlichen Haare macht ein verdutztes Gesicht, und von einem Seitentische, an dem das schon etwas angejahrte Hausmädchen mit ihrer jungen Gehilfin beschäftigt ist, das Silber zu reinigen, erschallt lautes Gelächter.

„Ha, ha, ha!" Und die kräftige Guste stemmt beide Hände gegen die runden Hüften — „glauben Sie denn etwa Meister Paolo, daß sich das zufrieden geben würde ohne Mann?"

„Nun, das wird man ja erleben", lenkt der Küchenmeister begütigend ein, denn er fürchtet den Streit, der jedesmal in seinem Revier entbrennt, wenn das Heiratsthema aufs Tapet kommt. Dann füllt er den aromatischen Trank in die Bowle.

„So, Fräulein Suse, nun tragen Sie das mal rasch hinauf — ich fülle inzwischen unsere Gläser, und wenn Sie dann wieder runter kommen, befragen wir auch mal das Orakel miteinander."

Das Zöschen erscheint auffallend rasch wieder im Souterrain, und Paolo langt lächelnd vom Sims die Spielkarten herunter.

„So, nun gruppiert Euch mal um den Tisch — komm' her, Gretel. Du darfst auch mitspielen!"

„Ach, das junge Ding", läßt sich Guste vernehmen. „Wie alt ist denn das Kind eigentlich? Ich glaub' noch nicht mal siebzehn!" setzt die Zofe hinzu.

„Na, ans Heiraten wird sie wohl noch nicht denken, aber mitspielen kann sie doch!"

Verlegen läßt sich das junge Mädchen am Tisch nieder, und Paolo beginnt die Karten zu mischen. „So — die drei Buben kommen heraus, und nur einen, den Schwarzen, lassen wir drinnen. Wer ihn am Schluß behält, wird noch in diesem Jahr heiraten, denn alles was die Silvesternacht prophezeit, geht in Erfüllung!"

Der Schelm weiß ganz genau, daß beide in ihn vernarrt sind, das Zöschen sowohl, als auch die Guste, denn einmal ist er ein hübscher Kerl, den die weiße Mütze zu den schwarzen Locken prächtig kleidet, und dann wissen sie auch, daß er „Ersparteß" besitzt und daran denkt, sich selbständig zu machen. Er belustigt sich jedoch im stillen und mag sie beide nicht.

Nun gibt er die Karten aus. „So — die gleichen werden immer abgelegt, — laß man sehen, Gretel, Du kennst ja, wie mir scheint, nicht mal die einfachsten Karten. Die müssen 'raus, und die, so, jetzt laß mich sehen!"

Das Spiel nimmt seinen Fortgang, bis nach und nach die meisten Karten auf der Mitte des Tisches zu liegen kommen und nur noch wenige sich in den Händen der Spielenden befinden. Jetzt schiebt Gretel ihre letzte Karte Paolo zu, und dieser legt sie mit der seinen ab. Auch die vier Karten der beiden anderen Mädchen heben sich gegenseitig auf.

„Ja, wo steckt denn nun der Bube?"

Alle sehen sich verwundert an.

„Ick, ich hab' ihn", stottert Gretel endlich verschämt und bringt den Vermißten unter der Schürze hervor.

„Na, so 'ne Gans!" Guste sagt es im Brustton tiefster Ueberzeugung und will gerade fortfahren, ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen, als die alte Uhr in der Ecke ausholt und mit wuchtigen Schlägen den Beginn des neuen Jahres verkündet. Zugleich erschallt aus

„und bringt den Vermißten unter der Schürze hervor."

den oberen Räumen lautes Jubeln und Prosit-Neujahr-Rufen, und die beiden älteren Mädchen eilen rasch hinauf, um als die ersten ihr Glückwünsche darzubringen.

Paolo bleibt mit der Kleinen zurück.

„Sag' mal, Gretel, warum hast Du denn die Karte versteckt?"

„Sie — Sie sagten doch — daß — wer den Buben behält —"

Paolo lacht laut auf über die naive Auffassung des Mädchens, dann faßt er es bei den Händen und zieht es ganz dicht heran.

„Kind, Du wirst doch nicht auch schon ans Heiraten denken? Hast am Ende gar schon so einen jungen Springinsfeld ins Herz geschlossen?"

Sie schüttelt das gesenkte Köpfchen, und die Augen füllen sich mit Tränen.

„Nicht? Und doch hast Du Dir den Buben behalten? Warum denn?"

„Weil — weil er Ihnen so ähnlich sieht!"

Paolo geht plötzlich ein großes Licht auf, und in diesem Lichte sieht er auch, wie lieb und süß das junge Ding ist, das ihm in seiner Verwirrung nun beinahe im Arme ruht. Er weiß ja genau, daß es nur ein bettelarmes Waisenkind ist, aber mit einem Male überkommt ihn ein Gefühl, als sei ihm das junge Geschöpf ans Herz gewachsen.

„Gretelein", flüstert er zärtlich und sucht die jungen, zitternden Lippen, „es ist doch gut, daß Du den Buben für Dich behielteit, und daß alles in Erfüllung geht, was die Silvesternacht prophezeit!"

Neujahrssänger.

Die zwölf heiligen Nächte oder, wie wir sie jetzt nennen, die Weihnachten waren für unsere heidnischen Vorfahren eine Zeit geheimnisvollen Webens und Schaffens in der Natur. Da stiegen die Götter, allen voran Wodan und seine Gemahlin Frigg, zu den Menschen herab, um, Segen spendend, aber auch Strafen verhängend, ihren Umzug auf Erden zu halten. Die Arbeit ruhte, und alles freute sich des Sieges, den das wiederkehrende Licht über Nacht und Finsternis davongetragen hatte. An diesen so wichtigen Abschnitt des Jahres, der vom 25. Dezember bis zum 5. Januar währt, haben sich schon in altersgrauer Vorzeit allerlei sinnvolle Bräuche und Festzeremonien angeschlossen, die nach der Einführung des Evangeliums, christlich umgedeutet, vom Volke beibehalten wurden. In vielen Gegenden Deutschlands noch heutigentags in Uebung, wie z. B. das Berchtenlaufen oder das Umherziehen des St. Nikolaus und seines Knechtes Ruprecht, tragen sie neben den spezifisch biblischen Weihnachtsspielen, der Anbetung der Hirten und der Weisen aus dem Morgenland, nicht wenig zur festlichen Stimmung bei.

Zu diesen alten Volksbräuchen, die jetzt leider mehr und mehr verschwinden, gehört auch das in ganz Niedersachsen bekannte Neujahrssingen zum „Rummelputt". Durch Jahrhunderte hat sich die schöne Sitte erhalten, und in Ortschaften, deren Polizei noch nicht den modernsten Anschauungen huldigt, zieht noch heute die kleine Sängerschar von Haus zu Haus. Dann erschallt plötzlich vor den Fenstern des niedersächsischen Bauernhauses aus der Dunkelheit heraus das Lied:

„Fruken, mak de Dör up
Un lat den Rummel in,
Dar kömt en Schipp vum Holland,
Dat har en moie Wind",

begleitet von den tiefen Brummtönen eines wunderlichen, von den Kindern selbst hergestellten Musikinstruments.

Wird dann die Tür geöffnet, so kommen sie herein up de grote Deen, Jungs um Deerns, grot un lütt, in Mäntel und Tücher vermummt, oft auch in komischen Verkleidungen. Im Schein des Herdfeuers stimmen sie ihren eintönigen Gesang von neuem an. Geistliche Lieder, in denen den Hausbewohnern viel Gutes gewünscht wird, wechseln mit weltlichen, in denen von Mettwürsten und anderen schönen Sachen auffällig viel die Rede ist. Wenn es dann zum Schlusse heißt:

„Lat uns nich to lange stahn,
Wir möt vunabend no' wieder gahn",

läßt die Hausfrau sie dann auch nicht länger warten und beschenkt die Sänger mit Honigkuchen, Aepfeln, Nüssen usw. Befriedigt zieht die Schar hinaus in die kalte Winternacht, um auf einem anderen Hof von neuem ihr Glück zu versuchen.

Neujahrssänger in Schleswig-Holstein.

Silvesterpunsch.

Kaum ist der Weihnachtstrubel vorüber, da naht schon wieder ein neues Fest. Neujahr mit dem vorangehenden Silvesterabend. Mit Musik und Tanz, ohrenbetäubendem Lärm, Lachen und Scherzen, Pfropfengeknall, und am Ende gar noch mit wirrem Kopf ins neue Jahr zu gehen, ist nicht jedermanns Geschmack. Viele Familien ziehen es vor, mit einigen guten Bekannten beim Punsch das neue Jahr zu erwarten.

Hier Rezepte: Der Zucker wird zunächst zerlassen, und zwar rechnet man etwa Zweidrittel Pfund auf 3 Quart Flüssigkeit. Zu 1½ Quart kochendem Wasser braucht man 1 Quart Rotwein und ½ Quart Arrak oder Rum. Diesen gießt man zuerst auf den Zucker, dann den Rotwein darauf und schließlich das kochende Wasser dazu. Das Getränk hat dann gerade die mundgerechte Wärme. Zusätze von abgeriebener Zitronenschale, Pomeranzenschale, Ananas verändern den Geschmack nach jedermanns Belieben, indes ist Punsch ohne gewürzte Zusätze der bekömmlichste.

Von 1½ Pfund Zucker und 2 Quart Wasser bereitet man einen Sirup, in den man den Saft von 2 Apfelsinen und 2 Zitronen gibt. Der durchgeseihten Flüssigkeit fügt man 1 Flasche Rheinwein, eine Flasche Burgunder und eine halbe Flasche Cognac zu. Die Mischung wird erhitzt, darf jedoch nicht ins Kochen kommen.

Eine Kanne Tee wird aufgebrüht und der Abguß auf 2 Quart verdünnt. Man gibt hierzu den Saft von 6 Apfelsinen, 1½ Pfund Zucker, auf dem man die Schale von 2 Apfelsinen abreibt, eine halbe Flasche Arrak und eine halbe Flasche Maraschino.

¾ Quart Weißwein, 3 Teelöffel voll Zitronensaft werden mit ½ Pfund Zucker und 10 Eiern gemischt. Die Mischung wird zu Schaum geschlagen, im Wasserbade erhitzt und zuletzt wird ein Pint Arrak zugesetzt.

Stimmungsvoll.

Zimmerherr (nach fröhlich verlebter Silvesternacht in benebelter Stimmung): „Du bist wie eine Blume, so hold und schön und rein; ich schau dich an, und Wehmut schleicht mir ins Herz hinein!"

Wirtin: „Nee, Herr Doktor, über Ihn aber auch, damit meinen sie doch nicht mir?!"

In der Erwartung.

Wenn die Kerzen des Weihnachtsfestes erloschen sind, wenn die Stimmung, die die Feiertage hervorgerufen haben, allmählich abgeklungen ist, werden die meisten Menschen von einer Unruhe erfaßt, die ungefähr den Charakter einer gespannten Erwartung trägt. Noch wenige Tage, und das Jahr ist abgelaufen. Und da ist es vielen zumute, als wenn sie auf den Moment warteten, an dem ein Gast endlich die Türe hinter sich zumacht und das Haus verläßt, ein Gast, der freudig aufgenommen wurde, sich aber durch allerlei Zwischenfälle mißliebig gemacht hat.

Nun wird man Tür und Tor weit öffnen, um einen sehnsüchtig erwarteten neuen Gast zu empfangen.

So geht es uns Jahr um Jahr. Ueberkluge Leute bemühen sich zwar, uns klar zu machen, daß der Einschnitt, der für uns das neue Jahr bedeutet, nur ein willkürlich gewählter Kalendertag sei, der an sich gar nichts Besonderes hat. Aber unser Fühlen ist stärker als die kalte Logik dieser nüchternen Weisen. Unser Empfinden steht unter dem Einfluß der Sonnenwende. Das Licht, das uns beinahe ganz verlassen zu haben schien, beginnt allmählich zurückzukehren. Ein wohliger Schauer geht durch unsern Körper u. unsere Seele, die durch die immer stärker werdende Abkehr der Sonne so bedrückt, so traurig war, regt wieder ihre Schwingen mit der Wiederkehr des Lichts. Sie regt die Schwingen und erfüllt unser Gemüt mit tausend angenehmen Gefühlen und zahllosen neuen Hoffnungen.

Wir hoffen — — — auf was? Wir können es nicht sagen. Daß es anders wird. Daß es besser wird. Daß sich irgend etwas ereignet, was uns das bringt, was wir Glück nennen. Wir hoffen auf das Wunderbare. Und da mischt sich mitten in diese Gefühle unsagbaren Hoffens plötzlich der Verstand ein und belehrt uns recht nüchtern, daß es keine Wunder gibt. Wir müssen uns die Wunder selbst schaffen — sonst geht es uns wie im abgelaufenen Jahr.

Wir hoffen also, daß wir uns die Wunder selbst schaffen werden. . . in diesem kommenden Jahre ganz gewiß. Und wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit, was wir früher versäumt haben. Wir hatten in der Hast unserer Erwartung des Jahreswechsels vergessen, mit dem scheidenden Jahre ehrliche Abrechnung zu halten. Wir haben nicht gefragt, was es uns an Gutem und Bösem gebracht hat, sondern ließen es einfach ziehen und glitten unversehens in das neue Jahr hinein. Nun hoffen wir aber zunächst, daß wir es diesmal anders machen. Wir werden des Guten gedenken, und bei dem Bösen werden wir uns fragen, wieso — weshalb es gekommen ist. Da werden wir wohl manchen Fehler entdecken, den wir gemacht, manchen Mißgriff, manche unrichtige Ueberlegung, und wir werden uns das recht scharf einprägen, damit wir nicht wieder in dieselben Fehler und Mißgriffe verfallen.

Das ist unsere Hoffnung, auf das Gute, das wir uns durch die Erkenntnis des Schlimmen schaffen können. Das sind die Wünsche, die wir uns selbst wünschen, daß wir durch richtiges Erkennen das Richtige tun und uns das schaffen, wonach wir uns sehnen.

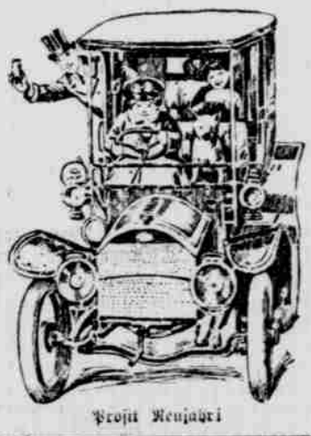
Und weil wir den besten Willen dazu haben, weil wir fest entschlossen sind, mit uns klar und wahr zu sein, und auch wissen, daß wir danach handeln werden, sind wir fröhlichen Herzens. Wir schreiten in das neue Jahr hinein vollbeseelt mit stärksten Entschlüssen, die von schönsten Hoffnungen gestützt und getragen werden, und wir wünschen uns nur Glück zu der Kraft, mit der wir im neuen Jahre an unserem Glück bauen wollen.

Das Fest der Befana in Rom.

Was für die nordischen Kinder der Weihnachtsmann, der Knecht Ruprecht, der heil. Nikolaus usw. bedeutet, das ist den italienischen Kleinen die Befana. Aus dem griechischen Namen für das Fest der Erscheinung des Herrn, der Epithania italienisch Befana, ist der einer Fee geworden, die in drohender Gestalt die unfolgsamen und pflichtvergessenen, besonders aber die unfrommen Kinder erschreckt, den braven dagegen nächtlicherweile Leckereien Spielzeug und andere Gaben beschert. Die Kinder finden diese beim Erwachen am Dreikönigstag im Kamin oder in dem eigens aufgehängten Strumpf und sind überzeugt, daß die Fee sie ihnen gebracht hat. Sicherlich geht dieses Volksfest auf die antiken Gebräuche der Beschenkung, der Familienvergnügungen und Ausgelassenheiten zur Zeit der Jahreswende, auf die Saturnalien und die Zeremonien zu Ehren des Janus Agonius zurück, und zahlreiche Spuren deuten auf diesen seinen Ursprung hin. Noch heute hat das Fest in Rom seinen Mittelpunkt auf der Piazza Navona, die ihren jetzt üblicheren Namen Circo Agonale von Agon herleitet.

In den italienischen Familien ist der Bescherungstermin nicht der heilige Abend oder der Weihnachtsmorgen, sondern das Epithaniasfest. Die Knaben verkleideten sich als alte Weiber mit geschwärzten Gesichtern, riesigen Hauben auf dem Kopfe, Stöcken und Ruten in den Händen und jagten den Kleinen Furcht ein, die aber doch vertrauensvoll den Leckereien entgegenharrten, welche die Befana ihnen bringen mußte. Gegenwärtig besteht die Hauptbelustigung der Jugend, und nicht nur dieser, am Vorabend des Dreikönigstages darin, daß sie mit allen möglichen und unmöglichen Lärmgeräten, vorzugsweise Kinderkrompeten, Rohrtrommeln und Blechkästen, die Straßen durchziehen und nach Herzenslust Spektakel machen. Die Jahrmarktsbuden und die abendliche Illumination sind von Polizei wegen auf die Piazza Navona und ihre nächste Umgebung beschränkt worden, ohne aus der Nähe vieler Kirchen ganz verschwunden zu sein. Mit der Dunkelheit beginnt auf dem genannten Platze, den die monumentalen Fontänen Berninis schmücken, ein geräuschvolles, ausgelassenes Treiben eigener Art. Kinder und junge Leute, aber auch manch einer, der nicht zu ihnen zu rechnen ist, sind mit Lärminstrumenten bewaffnet und überbieten einander durch möglichst unharmonisches Getöse. Es herrscht eine gewisse Karnevalsfreiheit, und Einspruch gegen direkte Attentate auf die Gehörorgane darf nicht erhoben werden. Es ist deshalb ein sehr beliebtes Vergnügen der jungen Leute, auch aus der besseren Gesellschaft, der Gymnasiasten, Studenten, Kommis usw., gruppenweise die harmlosen Zuschauer, Gesellschaften von Fremden, die durch das tolle Treiben angelockt werden, sowie einzelne Pärchen oder Familien zu verfolgen, zu umzingeln und durch den Lärm zu betäuben. Mit Vorliebe werden die jüngeren Damen zur Zielscheibe dieser Scherze gemacht, und man kann hundertmal das Schauspiel erleben, daß der begleitende Herr Papa, Ehemann, Onkel oder Bruder, vielleicht ein würdevoller englischer Gentleman, martialischer Militär oder unbeholfener Professor, mit verhaltenem Unwillen oder einer gewissen Befangenheit in das Getümmel schaut, während die hübschen weiblichen Schutzbefohlenen oder Begleiterinnen sich im Grunde nicht ungern zum Gegenstande der ausgelassenen Aufmerksamkeiten lebhafter südländischer Jünglinge gemacht sehen.

Der Lärm wird noch erhöht durch das Geschrei der Verkäufer und Verkäuferinnen in den rings um den Platz stehenden Buden, wo Eßwaren, Süßigkeiten, billiger Hausrat, Spielzeug nebst verschiedenen Scherzartikeln, letztere nicht immer für die Blicke prüder Töchter Albions geeignet, feilgeboten werden. Die Osterien in der Nähe haben an diesem Abend nicht Raum genug für die Durstigen. Je weiter der Abend vorrückt, desto dichter werden die Menschenströme, die sich auf den Platz ergießen. Ganz spät erscheint auch die vornehme Welt, um einen Blick auf das originelle Treiben zu werfen und den Kitzel einer vorübergehenden Befreiung von den Fesseln der Etikette zu genießen. Daß übrigens auch noch andere Gesetze als die der Etikette und des bon ton in dieser Nacht übertreten werden, kann man aus den Polizeiberichten des nächsten Tages erfahren, in denen die Messerstechereien zuweilen einen breiten Raum einnehmen.



Prosit Neujahr!

Kost der alten Deutschen.

Die Kost der alten Deutschen war in den ältesten, wenig bekannten Zeiten, rund vor zweitausend Jahren, überaus einfach und kunstlos, selbst ärmlich, auch beim reichen und vornehmen Mann. Noch zu Tacitus Zeiten, am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus, wußten die Deutschen nichts von den Geheimnissen der Küche.

Ohne Leckereien und ohne Gewürze stillten sie nichts als den Hunger. Die Beute der Jagd und des Fischfangs wurde in rohem oder halbrohem Zustande genossen, und was die Viehzucht und der spärliche Ackerbau an Nahrungsstoff lieferten, bot wenig Auswahl. Aus Hafer, Gerste und Einkorn bestand das Brot und der Brei. Neben saurer Milch und Käse war Hafermus der Hauptbestandteil der Nahrung des Volkes. Butter galt mehr als eine Speise der Reichen. Gemüse und edles Obst fehlten sämtlich in Deutschland, nur wilde Baumfrüchte waren zu finden.

Hülsenfrüchte gediehen, wie Bohnen, Erbsen, Linsen, auch etliche Rübensorten. Rettiche wurden mit besonderer Sorgfalt gezogen, und mancher erreichte die Größe eines Kindskopfes. Das Fleisch von wildlebenden und zahmen Pferden, von gemästetem Herdenvieh und Geflügel aß man wohl zumeist nur bei Opferschmäusen und festlichen Gastmahlen.

Da wurde es gesotten und samt der Brühe und dem darauf schwimmenden Fett genossen. Ein uraltes Lied aus grauer, ganz heidnischer Vorzeit schildert das festliche Mahl im Haus eines reichen edlen und in der Hütte eines unfreien Mannes. Dort nahm die Mutter:

. . . . geblümtes Gebild
Von schimmernden Linnen, sie deckte den Tisch.
Linde Laibe legte sie dann
Von weißem Weizen gewandt auf das Linnen.
Setzte silberne Schüsseln auf
Mit blassem Speck und gesottenen Vögeln.

Hier brachte die bewirtende Hausfrau dem Gaste:

. . . . einen rauhen Laib
Schwer und klebricht, der Kleien voll.
Suppe in der Schüssel ward aufgesetzt,
Ein gesottenes Kalb war das beste Gericht.

Der allgemeinsten Beliebtheit erfreute sich jedoch für gewöhnlich das Schweinefleisch. Man züchtete in großer Menge Schweine und labte sich an der fetten Kost, vornehmlich an Speck, der roh und gekocht genossen wurde. Das Pökeln und Räuchern verstanden die Deutschen so gut, daß römische Feinschmecker gerne Rauchfleisch aus Deutschland bezogen.

Belgischer und westfälischer Schinken galten in den Zeiten des römischen Kaisers Diokletian, 300 Jahre nach Christus, als große Delikatesse. Freilich, je reger im Laufe der Zeiten die Deutschen mit den Römern verkehrten, desto mehr schwand auch diese alte Einfachheit des Lebens. Römische Kaufleute, die in den Grenzstädten ihre Stapelplätze hatten, brachten Schmucksachen, allerlei nützliches Hausgerät, aber auch neue, bisher unbekannte Genußmittel, vor allem Gewürze, zu den verschiedenen deutschen Völkerschaften. Auch lernten viele deutsche Männer, die im römischen Heer dienten, die Annehmlichkeiten römischer Lebensweise in nächster Nähe kennen. Früher als vieles andere nahm man von den Römern die Art und Weise der feineren Speisebereitung an.

Besonders die Franken waren es, die sich am ehesten mit allen Geheimnissen der römischen Kochkunst vertraut machten. Schon zur Zeit der Merovinger gab es unter ihnen Feinschmecker, an denen selbst Apicius, der berühmteste Feinschmecker und Schlemmer unter den Römern, seine Freude gehabt hätte. Gourmands von heute würden diesen leckeren Altvordern noch das Wohlbehagen ihres Gaumens nachfühlen, wenn sie wüßten, welche ausgesuchte Bissen auf damaligen Festtafeln zum Vorschein kamen: Ein höchst delikat bereiteter Prachtfisch, der in Oelsunke schwamm und das einstimmige Lob aller Geladenen erntete; Pfirsiche von auserlesener Güte zum Nachtisch, Milchcreme in den zierlichsten Formen, Prünellen und andere Imbisse verschiedener Art. Nach Einführung des Weins durch die Römer fehlte es neben Meth, Bier und Most selbstverständlich nicht an einem guten Tropfen des edlen Gewächses. Ein starker, ungemischter Falerner, von Kampaniens Sonne gereift, war eine sehr beliebte Marke; noch mehr galten die edlen und schweren Sorten, die Palästina erzeugte, die vielbegehrten Weine aus Gaza. Die wenigen einheimischen oder aus Gallien eingeführten Weine waren zu jener frühen Zeit noch wenig beliebt; man trank sie, da sie zu leicht waren, auch nicht blank, sondern mischte sie mit Wermut und Honig oder machte sie überhaupt durch allerlei Würzen kräftiger.

— Die Schwarzseher aus Gewohnheit sind schon unerträglich genug, aber unerträglicher sind die aus Neigung, und davon hat die heutige Welt mehr als ihr gut ist.

— Der Irrtum, in den die Männer so häufig verfallen, ist der, daß sie sich einbilden, sie könnten aus der Frau ebenso leicht einen Narren machen wie aus sich selber.

— Wer sich darauf prüfen will, ob er einen guten Ehemann abgeben würde, sollte sich vor allem darauf prüfen, ob er ein guter Zuhörer ist.

— Unsere Temperenzler haben alle Veranlassung, ihren Aerger in einem Meer von Eiswasser zu ertränken: in Frankreich haben sie auf das Wohl der Ver. Staaten getrunken, aber l e i n Wasser.

— E i n W i t z Heinrich Heines. In ihrem Buch über Franz Bülow, den früheren Herausgeber der „Revue des deux Mondes", entwirft Marie Louise Pailleron auch ein Bildnis Heinrich Heines, aus der Zeit, da er in Bülow' Salon mit Thiers, Mignet, Musset, Ary Scheffer und anderen verkehrte. Die Briefe, die Frau Pailleron von Heine veröffentlicht, sind zum größten Teil bekannt, so insbesondere die aus seiner Matratzengruft an die ihm befreundete Prinzessin Belgiojoso. Neu aber ist ein vorzüglicher Witz, den sie, wie die Genfer „Semaine littéraire" mitteilt, von Heine erzählt, aus einer Zeit, als er noch gesund genug war, die Treppe zur Redaktionsstube der „Revue des deux Mondes" hinaufzusteigen. Er trat eines Tages in Bülow' Büreau mit völlig mattem, abwesendem Blick. Auf Bülow' Frage, was ihm fehle, erwiderte Heine: „Ach, ich bin eben unten in der Tür mit Herrn X zusammengetroffen; ich habe mich zwar nur einen Augenblick mit ihm aufgehalten, aber wir haben unsere Gedanken a u s g e t a u s c h t, und nun bin ich ganz dämlich."